

1. Vorlesung

Kindheit, Jugend, Erste Werke

Nach der Katastrophe von Dresden am 13. Februar 1945, die Gerhart Hauptmann in Weidners Sanatorium oberhalb des Wachwitzer Weinbergs mit durchlebt hatte und die ihn so tief erschütterte, daß er sein eigenes Leben nur noch bis zum Untergang Dresdens, dieser von ihm am meisten geliebten Stadt, datieren mochte, war es mir und meiner Frau vergönnt, in einer ganzen Reihe unvergeßlicher Besuche dem greisen Dichter innerlich sehr nahe zu kommen, ihn ein wenig abzulenken und vielleicht auch seinen Willen, trotz allem doch noch weiter durchzuhalten, etwas zu stärken. In den mancherlei Gesprächen, die wir in diesen Wochen führten, kam Gerhart Hauptmann zu meiner Überraschung mit einer gewissen Hartnäckigkeit wiederholt auf *Herder* zurück. Es geschah dies offensichtlich, weil er in Herder noch viel Unausgeschöpftes, Zukunftsträchtiges spürte, wie es - zumal in einer Zeit solch völligen Zusammenbruches - Kräfte und Zielsetzungen auch noch für einen von uns zu vollbringenden neuen geistigen Aufbau darböte. Obenan stand da wohl auch für Gerhart Hauptmann die Tatsache, daß Herder in einer umfassenden und tiefgründigen Humanität den Menschen, den einzelnen Menschen, auf sein Selbst und damit auf die spontan schöpferischen Kräfte seiner Natur zurückverweist, die in wenigen Auserwählten sich bis ins schlechthin Geniale gesteigert finden. Als ich einmal, Gerhart Hauptmanns Worte zu bekräftigen, die ungemaine Wirkung heranzog, die Herder ja gerade auch in diesem Sinne auf den jungen Goethe ausgeübt hat, wehrte der Dichter beinahe unwillig ab: „Ach - Goethe, Goethe! - *Herder! Herder!*“

Nicht zuletzt die Erinnerung an diese Gespräche hat mich veranlaßt, zum Thema dieser Vorlesung *Herder* zu wählen, um die von Gerhart Hauptmann mit dem Nachdruck fast einer letztwilligen Verfügung vorgebrachte Aufforderung: „*Lesen Sie Herder!*“ an Sie, die künstlerisch und geistig schaffende Jugend, weiterzugeben.

Auch andere haben es an Herder stark herausgefühlt und betont, daß er nicht eigentlich Vergangenheit betrachtet, sondern allenthalben Zukunft fordert und weckt¹. Jetzt, da wir das ganze 19. Jahrhundert und sogar schon die erste Hälfte des schicksalschwangeren 20. Jahr-

hunderts zu überblicken vermögen, sehen wir, wie viel Herder von dem ahnend vorweggenommen hat, was erst in der geistigen Entwicklung nach ihm zu eigentlicher Entfaltung gekommen ist. Da damit aber seine geistigen Anregungen noch durchaus nicht erschöpft sind, so läßt sich schon daraus schließen, daß er mit ihnen auch in eine noch fernere Zukunft hineinragen wird.

Um das begreifen und ermessen zu können, ist es nötig, sich etwas eingehender mit seinem Leben und Schaffen zu beschäftigen. Und dem wollen wir uns jetzt zuwenden. Zunächst ein paar nackte, nicht wohl zu entbehrende Tatsachen:

Johann Gottfried Herder ist am 25. August 1744 - also fünf Jahre und drei Tage vor Goethe - geboren. Wie es für Goethe symbolisch scheint, daß er genau um Mittag das Licht der Welt erblickte, so scheint es für Herder kennzeichnend, daß er in der Mitternachtsstunde „auf die Wüste der / Erde“², wie er sagt, geworfen wurde. Er selbst bezeichnet das Gefühl für Erhabenheit, die Stimmung für das Düstere und Schaurige, das den Grundton seiner Seele bilde, als eine Mitgift dieser nächtlichen Geburt. Und eines seiner frühen Gedichte, das sich geradezu „An die Mitternacht“ richtet, hebt mit den Worten an:

Jetzt in der Mitternacht,
die mich erzeugte, reifte und gebar
will ich mich fragen, wer ich war.

Auf meiner Stirn ist Nacht!
Ist's Wasser denn, was mir in Adern fließt?
ist Fleisch mein Herz, und Staub mein Geist?

Ach du! (dir fluch ich, Nacht!)
schriebst meinen Nam, wo goldne Namen glühn,
mit Lethens schwarzen Tropfen hin:

... ..
Schwarz ist mein Loos wie Du!³

Herders Geburtsort war die kleine ostpreußische Stadt Mohrun-
gen, nicht ohne bescheidene landschaftliche Reize am nördlichen
Rand eines ausgebreiteteren Seengebietes gelegen. Wir müssen

uns bewußt halten, daß Herder gerade zu Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges geboren wurde, und daß der dritte schlesische Krieg, den die Geschichte nach seiner Dauer von 1756-1763 den *Siebenjährigen Krieg* genannt hat, in seine reiferen Knaben- und Jünglingsjahre fällt. Als die Russen 1758 erobernd in Ostpreußen einbrachen und bis zur Oder vordrangen, zählte Herder gerade 14 Jahre, stand also an einem entscheidenden Wendepunkt seiner körperlichen und geistigen Entwicklung. Diese kriegerischen Zeitumstände wirkten sich für ihn nach manchen Richtungen hin schicksalhaft aus. Zunächst einmal hemmend und sein früh erwachtes geistiges Streben ernstlich bedrohend: Herder war nämlich für seinen Kantonbezirk zum Heeresdienst eingeschrieben worden und lebte jahrelang unter der peinigen Aussicht, jeden Tag ausgehoben werden zu können. Was eine solch ständige Beunruhigung bedeutet, kann vielleicht nur der ganz nachfühlen, der selbst, geistiger Arbeit hingegeben, dies am eigenen Leibe erfahren hat. Glücklicherweise verhinderte Herders kleine, schmale Gestalt und ein Augenleiden - Herder litt seit seinem fünften Lebensjahr an einer Tränenfistel, die sich auch noch weiterhin in seinem Leben schicksalhaft auswirken sollte - seine Einberufung. Aber noch als Herder 1764, also bereits nach Beendigung des Krieges, das preußische Staatsgebiet verließ, mußte er einen Eid ablegen, zurückzukehren, sobald man ihn zum Militär verlangte. Diese Erfahrungen hinterließen in ihm einen dauernden Groll gegen die despotische Militärverfassung Preußens, und so gesellte sich auch Herder den großen Hassern Preußens unter Friedrich II. zu, als die wir in früheren Vorlesungen schon Lessing und Winckelmann kennen gelernt haben.

Über Herders Kindheit und frühe Jugend sind uns manche persönliche Erinnerungen von ihm überliefert. Darüber hinaus hat seine Gattin, die ihn sechs Jahre überlebte, nach seinem Tod durch Nachforschung bei seinen Jugendbekannten noch vielerlei Material zu Tage gefördert. Es ist immer ungemein reizvoll, den Anfängen im Werden eines Genius' nachzugehen, doch müssen wir uns dabei bewußt bleiben, daß, wie Herder selbst später mit Bezug auf die Anfänge Winckelmanns erklärt hat: „Aus solchen verborgnen Anfangs-, Mühe- und Uebungsjahren hat nur der Genius, der sie

durchlebt hat, Macht und Erlaubniß, etwas zu verrathen. Ein Fremder schnappt etwas auf, was er vielleicht nicht halb, nicht ganz versteht, staunt an, was sehr gemein ist und geht das vielleicht verächtlich vorüber, woraus der Lebende am meisten Saft und Kraft ziehen musste“⁴.

Es war eine enge, gedrückte Welt, in der Herder eine ebenso enge und gedrückte Jugend verbrachte. Willenlos und dumpf nahmen die Menschen seiner Umgebung ihr Dasein hin, und auch ihre Frömmigkeit, die sie nur wenig über den Alltag zu erheben vermochte, war dogmatisch beengt und pietistisch dumpf. Kein Wunder, daß Herder selbst die Bilder seiner Jugend als „meist traurige Bilder“ bezeichnet hat und „manche Eindrücke der Sklaverei“, deren er sich erinnert, später gern „mit teuern Blutstropfen abgekauft“⁵ hätte. Auch ihm blieb indes nichts weiter übrig, als diese Lebensumstände zu erdulden. Doch hat dies für sein ganzes künftiges Leben zur verhängnisvollen Folge gehabt, daß Herder sich daran gewöhnte, die äußeren Verhältnisse des Lebens überhaupt einfach hinzunehmen und sein eigentliches, sein inneres Leben mehr oder weniger davon abzutrennen, so daß nun nicht mehr eines der schöpferisch gestaltete Ausdruck des andern zu werden vermochte.

Seine Eltern: der stille, wortkarge, ernste Vater, von Haus aus Weber, aber als Elementarlehrer in der Mädchenschule und als Glöckner und Kantor beim polnischen Gottesdienst tätig, der seinem Sohn - wie der Vater Goethes - des „Lebens ernstes Führen“⁶ vererbte, und die Mutter, eines Huf- und Waffenschmieds Tochter, von sanfter, liebevoller Gemütsart, die der Sohn wie eine Heilige im Herzen trug und der er seine eigne zarte, empfindungstiefe Natur verdankte, konnten seiner suchenden Seele außer der innigen Frömmigkeit nichts Eigentliches und Entscheidendes geben. Das Gleiche gilt für die weiteren Menschen seiner Umgebung, so für den vertrockneten, pedantischen Schultyrannen Rector Grim, der Herder um seiner Begabung willen wenigstens durch private Unterweisung über den Unterricht hinaus noch etwas zu fördern suchte, und erst recht für den Diakonus Trescho, dem Herder gegen Gewährung einer Schlaf- und Arbeitsstätte seine pietistischen Erbauungsschriften abschreiben mußte. Dieser Mann zum mindesten hätte etwas von dem sich regenden Geist des Jünglings merken

und ihm zur Entfaltung verhelfen müssen. Statt dessen hielt er ihn in kurzfristigem Egoismus in dem unwürdigen Verhältnis solcher Dienstbarkeit fest. Als er später für diese Art „Förderung“ gar noch Dank forderte, widmete Herder ihm von Königsberg aus die in-grimmigen Verse:

Du willst Vereinigung jenseit des Grabes? Du?
Und für gehabte Müh Respekt und Dank dazu?
Ja Dank! Du warst der Stock, der starr das Bäumchen bog,

Das Marterkreuz, an dem der Engel aufwärts flog.⁷

So war der Knabe und Jüngling Herder durchaus auf und in sich selbst verwiesen. Das gewaltige innere Leben, das sich in ihm früh zu regen begann, kapselte er ganz gegen die Außenwelt ab und gab sich seinen einsamen Gedanken und Träumereien hin. In einer Ab-handlung „Ueber die Bildung menschlicher Seelen“ von 1769 be-kennt Herder von sich: „Ich dachte frühe: frühe riß ich mich los von der Menschlichen Gesellschaft, und sah im Waßer eine neue Welt hangen, und ging, um einsam mit der Frühlings Blume zu sprechen, um mich in Erschaffung grosser Plane zu vergnügen, und sprach Stunden lang mit mir selbst. Die Zeit war mir kurz; ich spielte, ich las, ich sammelte Blumen um nur meinen Gedanken nachzuhängen. Das Grosse, Unerforschliche, Schwere riß mich fort: das Leichte gemeine fiel ab, wie was durch zu wenig Attraktion gehalten wird“.⁸

Das Erwachen seines Geistes äußerte sich zunächst in einer star-ken Leselust, ja schließlich in einer blinden Lesewut, die ihn jedes Buch verschlingen ließ, dessen er in dem Städtchen nur habhaft werden konnte. Die reichhaltige Bibliothek von Trescho bot ihn schließlich die begehrte geistige Nahrung, und es ist dies wohl das einzige, was er wirklich diesem Manne zu verdanken hat. Herder hat später selbst mit Rückblick auf diese frühe Lektüre geschildert, mit welchem Entzücken er zuerst die neueren deutschen Dichter, einen Haller, einen Kleist, einen Klopstock und neben ihnen die alten Schriftsteller fremder Nationen las, so daß kaum etwas in sei-nen späteren Jahren an diese Freude, an dieses süße Erstaunen her-

anreichte. (25. Schulrede 1796)⁹. Und Herder begann, durch das Beispiel begeistert, selber zu dichten. Wiederum haben wir aus seiner späteren Zeit Worte von ihm selbst, die zwar allgemein gehalten, doch ganz und gar auf ihn in dieser Lebens Epoche zutreffen: „*Die Gabe der Dichtkunst*“, sagt er in seiner Schulrede aus dem Jahre 1781, „meldet sich am raschesten an; und ich kanns mir kaum gedenken, daß nicht ein Jüngling, von einem Lobgesange, einer Ode, ... ergriffen, sich selbst, wenn es auch zitternd und sehr geheim wäre, an etwas Ähnliches der Art wagen sollte“.¹⁰ Diese Jugendgedichte, denen erklärlicherweise noch kaum ein eigentlicher künstlerischer Wert eignet, sind deshalb nicht ganz bedeutungslos, weil sie uns oft etwas von dem inneren Leben ihres Verfassers verraten, wovon wir sonst schwerlich Kunde erhalten würden. Gilt das schon mehr oder weniger für Jugendpoesien im allgemeinen - weshalb sie durchaus nicht die übliche Mißachtung, sondern vielmehr sorgfältige Beachtung verdienen - so ganz besonders bei einem jungen Menschen, dessen eigentliches Leben sich so ausschließlich innerlich abspielte wie bei Herder.

Da ist es denn überaus bedeutungsvoll, daß sich in seinen heimlichen Gedichten aus dieser Zeit wiederholt - z.T. in der Form von „Mitternachtsgesichten“ - Anrufungen an seinen Genius finden. Sie, aber auch viele andere, zeigen Herder auf dem ernstesten Wege zu seiner Selbstfindung begriffen: „sich“ möchte er „fühlen“, endlich sich „entschließen, Ich zu sein“¹¹.

Doch die starken Anreize und Anregungen, die dazu von außen her vonnöten gewesen wären, und zwar vornehmlich in Form der Wechselwirkung von Person zu Person: sei es durch zustimmende, befeuernde Förderung in dem Ureigenen, sei es in Widerständen und Konflikten, in denen sich dies Ureigene der Persönlichkeit zu behaupten hat und damit erst ganz gewinnt und plastisch herausarbeitet, fehlten diesem frühen Jugendleben weitgehend. Zu willig und widerstandslos fügte es sich in die starren Formen des Daseins um es her, die nun einmal die herrschenden waren. Eine Verpflanzung in eine neue ganz andere Umgebung menschlich-persönlicher und sachlicher Art allein konnte diesen Bann brechen. Eine günstige Wendung des Schicksals führte sie herbei.

Winter 1761/62 stand in Mohrungen ein aus dem siebenjährigen

Krieg heimkehrendes russisches Regiment in Winterquartier. Der Regimentsarzt Schwarz-Erla lernte Herder bei Trescho kennen und gewann bald die Überzeugung, daß seine Talente der Förderung wert wären. So machte er Herder das Angebot: für die Gegenleistung, daß dieser ihm eine seiner Abhandlungen ins Lateinische übersetzen sollte, ihn mit nach Königsberg zu nehmen, ihm dort seine Tränenfistel auszuheilen und ihn die Chirurgie zu lehren. Dabei ließ er durchblicken, daß er Herder, falls dieser sich in die Medizin hineinfinden sollte, in Petersburg durch seine dortigen Verbindungen weiter fördern würde. Herder zögerte nicht, diesen Rettungsweg zu betreten. Frühjahr 1762, bald nach dem Friedensschluß zwischen Preußen und Rußland im Mai, reiste er - 17jährig - mit seinem neuen Beschützer nach Königsberg ab. Seine Eltern, die Herder beide innig liebte und von denen der Vater schon im nächsten Jahr, die Mutter zehn Jahre später, starb, sollte er im Leben nicht wiedersehen. - In einem hymnischen Gedicht an seinen Genius, das Herder an seinem Geburtstag niederschrieb - sei es nun in diesem oder in einem der folgenden Jahre - kommt der Jubel und Dank über diese Rettung, die er gleich einer Neugeburt empfand, zu übermächtigem Ausdruck. Es lautet:

Du Einer! mir aus meines Herrn Erbarmen
in diese Wüste mitgeschenkt!
Freund! Engelsbruder, der mir Armen
mein Herz, als Mentor lenkt:

der mir dem Staubgebornen, ach verglimmte!
zwo Aethersfunken eingestreut
und den sein Loos der Nacht bestimmte
der Unschuldsruh geweiht:

(der du mit Feuer segnetest zum Siege
des Muts die erste Träne ein
und zeichnetest an meiner Wiege
Zu frühen Leichenstein

Nach kurz durchträumtem Morgen, öde Wege,
wo ich in Klüfte Todtenstaub,
hinsank vor ferner Donner Schläge
und frommer Tiger Raub,

von Thränenblut und Schweis durchnagte Ketten
mit Beben küßte, bis -) o du,
dem ich hier knie, du mich zu retten
aus meiner Sklavenruh,

Gefühl- Gedankenlos mich weißbeglänzet
den Musen schenktest: Musen! ihn
ihn singt mein neuer Mund - bekränzet
mit Gold, mit Hoffnungsgrün,

Jauchzt ihm mein Hut der Freiheit! - Opferschalen,
voll meiner Jugendblüte, Dir,
Dir duften sie, den seine Stralen
mir decken; dem in mir

Mein Altar brennt: den oft die Lampe grüßet
mein Traumbild sieht, mein Morgenlied
bald preist, und (wenn es Thorheit büßet)
hinächzt und Tränen glüht.¹²

Ein geistig aufgeschlossener Mensch tritt, wenn er seinen Aufenthaltsort wechselt, nicht nur in eine neue landschaftliche Umgebung ein, er kommt nicht nur in Berührung mit einer neuen, mehr oder weniger anders gearteten Bevölkerung, sondern es erschließt sich ihm - wenn anders überhaupt Voraussetzungen dafür gegeben sind - auch ein neuer geistiger Umkreis. Dies alles war für Herder bei seiner Übersiedelung nach Königsberg in höchstem Maße der Fall: Aus dem Binnenland kam er damit zwar noch nicht unmittelbar ans Meer, aber schon ganz in dessen Nähe, von der der mastenreiche Hafen in Königsberg die lebendigste Kunde brachte. „Einzig war der Eindruck“, so erzählte Herder noch später davon: „aus meinen armen stillen Mohrungen in diese große, gewerbreiche,

geräusch- und geschäftsvolle Stadt mit einmal versetzt! Wie staunte ich alles an! Wie groß war mir alles!“¹³

Herders eigener Geist aber war seinem Kommen nach Königsberg bereits vorausgeeilt und hatte ihm auch zu den geistigen Kreisen der Stadt schon Zutritt verschafft! Mit einer Manuskriptsendung Treschos an dessen Königsberger Buchhändler Kanter, der zugleich die dortige Tageszeitung herausgab, hatte Herder im Januar des gleichen Jahres anonym ein eigenes Gedicht mit eingesandt, das unter biblischer Einkleidung (als Preisgesang eines gefangenen und entlassenen Israeliten an Cyrus) die mit der Thronbesteigung Peters III. eingetretene Schwenkung in der russischen Politik und den daraus folgenden Friedensschluß mit Preußen feierte. Das Gedicht preist Peter III. als einen Fürsten,

Der gürtet Königen das Blutschwert ab
Und regnet Ruh und Glück
Auf seine Heerden. Fremde gibt sein Stab
Dem ersten Hirten gern zurück.¹⁴

Kanter war von dem Gedicht äußerst angetan; er druckte es sogleich in seiner Königsberger Zeitung ab, und es erregte in der ganzen Stadt Aufsehen und Bewunderung. So war Herder, nachdem die Anonymität gelüftet war, bei Kanter aufs beste eingeführt. Das bedeutete zugleich, das ihm auch dessen Buchladen, wo an jedem Posttag die eingegangenen literarischen Neuerscheinungen auslagen, offenstand, so daß er nicht nur seinen Lesehunger in ungeahnter Weise befriedigen konnte, sondern auch mit den geistigen Persönlichkeiten der Stadt, die da ein und aus gingen, wertvolle Bekanntschaften und geistige Beziehungen anknüpfte.

Beides wurde für ihn um so wichtiger, als er alsbald hatte einsehen müssen, daß er zum Mediziner nicht taugte: infolge seiner überaus empfindsamen Natur war er schon bei der ersten Sektion, der er beiwohnte, in Ohnmacht gefallen.

Kurz entschlossen sagte sich Herder von diesem ganzen Plan los und ließ sich - auf den ermunternden Beistand eines Schulfreundes hin - an der Universität immatrikulieren und bei der theologischen Fakultät inscribieren. Es war der erste selbständige Schritt seines

Lebens, er tat ihn entgegen dem Willen seines Gönners Schwarz-Erla und ohne die Erlaubnis seiner Eltern dafür eingeholt zu haben, zugleich mit der Versicherung ihnen gegenüber, sich während seines Studiums wirtschaftlich ganz unabhängig von ihnen zu halten. Dazu verhalf ihm - wenn auch nicht ausreichend - einesteils ein reichsgräfliches Stipendium, einem Mohrunger gewährt, andernteils eine Anstellung an einer Lateinschule, wo er alsbald vom Inspizienten zum Lehrer, erst in den Elementar- und schließlich auch in den andern Klassen bis zur Oberprima hinauf, aufstieg. Zunächst freilich empfand er - und dies noch in seinen Rigaer Jahren - seinen ganzen Bildungsgang insofern als *widernatürlich*, als er ihn, - *selbst noch unreif* - zum Lehrer machte, da er Schüler sein sollte, später aber lernte er die glückliche Fügung preisen, die ihn gerade so früh selbst zum Lehrer nötigte, da dadurch sein schweifender Geist zur Sammlung gezwungen wurde. Der blutjunge Lehrer hielt sich, wie nicht anders zu erwarten, frei von jeglicher Pedanterie, die er in seiner eignen Schulzeit zur Genüge hasen gelernt hatte, er wurde mehr der begeisterte und begeisternde Mitarbeiter seiner Schüler, denen er aus der Fülle seines Geistes und Gemüts vor allem die Welt der Dichtung erschloß.

Für ihn selbst als Lernenden, d.h. als Hörer an der Universität, wurde *Immanuel Kant* das große Erlebnis. Wir dürfen dabei freilich nicht an den Kant der kritischen Epoche denken, der in seinen drei Kritiken: der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urteilskraft die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens abgesteckt hat und vornehmlich um dieser Tat willen in die Unsterblichkeit einging. Der Kant, der Herder gegenüberstand, war der noch jugendliche Kant, der zu dieser Hauptleistung seines Lebens erst noch die Kräfte in sich sammelte. Sein Blick war noch in unermüdlichem Wissensdurst und Forscherdrang aufnehmend in die Weite der Welt: die Welt der Natur und des Geistes gerichtet und auf alles, was sich darin begab. Daraus belebte er seine Vorlesungen in geistsprühender Weise, schon überall zu den letzten begründenden Prinzipien vorstoßend. Eben hatte sein Geist eine große Erschütterung erfahren durch die Lektüre der Schriften Rousseaus, die das Recht des Gefühls begründend gegen die Welt des bloßen Verstandes angingen, auf der die gesamte Aufklärung und auch das

Denken Kants ruhte. Kant, dessen eigenes Leben nach der Uhr geregelt und der dadurch für die Königsberger geradezu zu einer Art Normaluhr geworden war, da er auf seinen täglichen Spaziergängen immer zu der gleichen Zeit am gleichen Ort aufzutauchen pflegte, war, wie man sich erzählte, eines Tages im Jahre 1762 nicht auf seinem üblichen Spaziergang gesehen worden. Das drohte die Welt Königsbergs ins Wanken zu bringen, deutete aber vor allem auf etwas Ungeheures im Leben Kants selbst hin. Dies Ungeheure war die Tatsache, daß Kant über Rousseaus neuestes Buch geraten war und nicht davon loskam, Raum und Zeit darüber vergessend: Rousseaus „Emile“.

Zu diesem, erst 37jährigen Kant, dessen Vorlesungen er sämtlich hörte, trat Herder sehr bald auch in persönliche Beziehungen und fand seine auszeichnende Hochschätzung. Mit welchem Enthusiasmus der junge Herder die Geisteswelt Kants damals in sich aufnahm, das zeigen wiederum am eindringlichsten zwei Gedichtfragmente aus dieser Zeit. Davon lautet das eine:

Als ich, wo man nichts denkt - nichts fühlt,
einst Ketten trug, durchnagt von Staub und Schweiß und Tränen,
seufzt' ich - denn *singt* ein Sklave wohl?
Da kam Apoll, der Gott:
Die Feßel weg! - mein Erdenblick
ward hoch - Er gab mir Kant!¹⁵

Und das andre:

Schweig Nachwelt! und sprich Ewigkeit!
Wenn, Zeit! einst nach zertrümmertem All
du deiner Brust tief deinen Liebling ingräbst,
dann mit den Phönixschwingen dir ein Feuer fachest
so brenne, der Ewigkeit Nacht unüberglänzlich zu leuchten,
auch dein Name, Kant.¹⁶

Diese Begeisterung wird verständlich, wenn man bedenkt, daß Herder hier zum ersten Mal nicht aus toten Büchern, sondern in einer lebendigen, überragenden Persönlichkeit eine neue, allum-

fassende Geisteswelt entgegentrat - gerade das, was er in seiner bisherigen Geistesentwicklung, die sich gegen die Außenwelt abgeschirmt in seinem einsamen Innern vollzog, gefehlt hatte.

Aber wenn man meint, ein solcher Eindruck auf Herder wäre gar nicht mehr zu überbieten gewesen, so irrt man. Kant war damals durch Rousseaus Gedanken in seinem Denken zwar aufgewühlt, aber was mit Rousseau eigentlich Neues begann und sich ankündigte, vermochte eine nachhaltigere umwandelnde Wirkung auf ihn doch nicht auszuüben.

Ein anderer Mann noch, fast ein halbes Menschenalter älter als Herder und dem mit Rousseau anbrechenden Neuen aus innerer Wahlverwandtschaft um vieles näher als Kant, begegnete Herder in Königsberg, von dem dieser noch 1776 Lavater gegenüber bekannte, er habe Einfluß gehabt auf sein ganzes Leben¹⁷: *Johann Georg Hamann*.

Um diesen Einfluß voll verstehen und ermessen zu können, wäre es an sich nötig, sich ganz eingehend mit der außergewöhnlichen Persönlichkeit und den nicht eben leicht verständlichen Schriften Hamanns zu befassen, was eine Vorlesung für sich erfordern würde. Das werden Sie nicht zu viel gesagt finden, wenn Sie hören, daß man den Einfluß Hamanns, des „Magus in Norden“¹⁸, wie er von den Zeitgenossen, zuerst von Friedrich Karl von Moser im Anschluß an eine Hamannsche Schrift über die „Magier aus dem Morgenlande“ genannt wurde, auf sein Zeitalter mit dem Einfluß Nietzsches auf das unsere verglichen hat. Wir müssen uns hier mit dem Notwendigsten begnügen.

Nicht nur die äußeren Lebensumstände Hamanns haben sich denen von Herders Anfängen überraschend parallel abgespielt: Studium der Theologie in Königsberg, Tätigkeit als Lehrer und Erzieher, Aufenthalt in Riga mit Beziehungen zu kaufmännischen Kreisen und Studium der Handelswissenschaften, sich daran anschließende größere Reisen, - sondern vor allem die Geistesrichtung: die bevorzugte Beschäftigung mit Poesie und Philologie neben dem theologischen Studium hat Hamann mit Herder gemein.

Wie Rousseau war Hamann Gegner der Aufklärung. Gegenüber der vor allem von Kant betonten rein verstandesmäßigen Erkenntnis, stellte er alles auf die Intuition, und gründete diese - wie Rous-

seau - auf das Gefühl und das Gemüt, denen er die eigentliche Schöpferkraft zuerkannte.

Das Bedeutungsvollste in seiner Lebensentwicklung aber war ein religiös-mystisches Durchbruchserlebnis in London, wo er in die Gesellschaft verkommener Subjekte geraten war. Er, der sich von seinem Kinderglauben aus unbestimmtem Freiheitsdrang ungestüm losgesagt hatte, darüber aber in Friedlosigkeit und innere Verwirrung geraten war, erfuhr in einer ungleich tieferen Schicht seines Wesens eine Wiedergeburt des religiösen Lebens und des christlichen Glaubens auf Grund eines erneuten Zurückgehens auf die Bibel. In seine Heimatstadt Königsberg zurückgekehrt, war Hamann für sein ganzes weiteres Leben in untergeordneten Stellungen tätig, deren Enge in seltsamen Kontrast zu der ungemessenen Weite seines geistigen Interesses stand. Dieses hat ihm nicht nur die Hochschätzung Kants, sondern auch Goethes, Jacobis und Jean Pauls eingetragen. Den Dichtern des „Sturms und Drangs“ aber galt Hamann geradezu als ihr Prophet, so daß er einer ganzen Geistesentwicklung in Deutschland wichtige Geburtshilfe geleistet hat.

Von Hamann war kurz zuvor die Schrift erschienen, die von all seinen Schriften die bekannteste geworden und geblieben ist: die „Sokratischen Denkwürdigkeiten“¹⁹. Die Gestalt des Sokrates - schon im ganzen Aufklärungszeitalter vor Hamann oft heraufbeschworen - wurde erst durch Hamann, der an ihr eine entscheidende Umwertung vornahm, zur mehr und mehr symbolischen Gestalt erhoben, - ähnlich wie später Nietzsche die Gestalt des Zarathustra wählte, um symbolisch das zusammenzufassen, was er zu verkünden hatte. Es ist in solchem Falle nicht eigentlich die historische Gestalt selbst, die in derartiger Wiedererweckung auflebt und aufleben soll, als vielmehr der geistige Impuls, der hinter ihr stand, für den sie selbst nur ein vorübergehender, wenn auch gesteigerter, so doch noch immer beschränkter Ausdruck wurde und der als ewiger über sie hinaus wirksam bleibt, so daß er auch in einer späteren Zeit wieder aufgenommen und ihm ein gewandelter Ausdruck gefunden werden kann.

Sokrates ist für Hamann der Repräsentant des Widerspruchs, der *Weisheit des Widerspruchs* - worauf Hamanns eigenes Denken - in der Paradoxie verharrend - gestellt war. Damit ist ihm aber an der

Schwelle eines Neuen, das er nur noch verkünden kann, zugleich eine prophetische Rolle zuteilt. Hamann betont gegenüber dem Sokratesbild der Aufklärung, wonach Sokrates das Vorbild des auf die Selbstherrlichkeit der Vernunft gestellten Menschentums darstellte, den Sokrates, der als sein einziges Wissen bekannte, daß er nichts wisse. So wurde durch ihn an Stelle der Verherrlichung der Vernunft das *Göttliche der Unwissenheit*, das schöpferische Dunkel des Genies gesetzt, das mit der Kraft der Intuition aus den Tiefen des Unbewußten heraus wirkt. Der Begriff des Genies wurde hier ein erstes Mal bedeutungsvoll in den Mittelpunkt gestellt, und es ist nicht verwunderlich, daß, wie er bei Herder seit seiner Verbindung mit Hamann mit der Machtvollkommenheit einer letzten Instanz ausgestattet immer wieder auftaucht, auch die sogenannte Genieperiode sich auf Hamann als einen ihrer geistigen Ahnen bezieht. Wie für Hamann Sokrates, so wurde für sie Hamann der Prophet der Genialität. Der Ruf eines „Zurück zur Natur“, zu unangekränkelter und unverdorbener Natürlichkeit, den man aus Rousseaus Schriften zu vernehmen glaubte, erhielt also hier die spezifische Form einer Aufforderung, in die eignen schöpferischen Tiefen zurückzutauchen und unmittelbar aus ihnen heraus zu leben und zu schaffen. Das aber unterschied die Stürmer und Dränger der Genieperiode und mit ihnen Herder, im Anschluß daran auch noch den Geist, der sich darauf aufbauenden Goethezeit dann doch schon grundsätzlich von Hamann, daß sie den Menschen, den einzelnen selbstschöpferischen Menschen, in den Mittelpunkt stellten, während dieser Mittelpunkt für Hamann immer nur in Gott zu finden ist. Denn alles schöpferische Wirken bleibt ihm ein religiöser Vorgang, eine Ergriffenheit, eine prophetische Berufung. Für Herder bedeutet die Beziehung zu Hamann und der vertraute Umgang mit ihm die erste Mannesfreundschaft, die ihm das Leben schenkte. Durch Hamann wurde er, wie man sehr treffend gesagt hat, „in seiner Einzigkeit“²⁰ geweckt. Hamann lehrte Herder Englisch und führte ihn in Shakespeare ein, sie lasen gemeinsam die Bibel und genossen zusammen die großen Dichtungen der Weltliteratur. Die Leidenschaft wurde von ihnen beiden als der Ursprung alles Großen im geistigen Leben erkannt und anerkannt, alles zurückgeführt auf die Ursprünglichkeit des

schöpferischen Erlebens, das die große Dichtung zur Gestaltung bringt. Damit waren tiefere Quellen dafür entdeckt als der nüchterne Verstand. Die Herder in so hervorragendem Maße eigene künstlerische Feinfühligkeit für wahre Dichtung und für die Fülle des geschichtlichen Lebens, findet sich schon bei Hamann. Auch dem Leben der Sprache hatte sich dieser in genialer Tiefenschau zugewandt, ihm galt *die Poesie als die Muttersprache des menschlichen Geschlechts*²¹.

Herders eignes Denken bahnte sich unter dem Einfluß Hamanns in Königsberg schon in voller Entschiedenheit an, er begann wohl auch bereits mit bruchstückhafter Niederschrift bedeutender Entwürfe. Das wichtigste Ergebnis aber dieser Königsberger Zeit, die im Herbst 1764 durch Herders Berufung an die Domschule nach Riga ihr Ende fand, war seine erste grundlegende Selbstfindung, wonach es ihn in Mohrungen so schmerzlich verlangte. Ein starkes Selbstbewußtsein hatte sich in ihm herausgebildet und seine frühere Schüchternheit gänzlich überwunden. Er war reif geworden „zu eigener Tat“²².

Eine große Feuersbrunst in Königsberg verzögerte seine Abreise um acht Tage. Als er am 22. November aufbrach, gab ihm Hamann bis zum Tor das Geleit.

In eine wiederum völlig anders geartete Welt trat Herder durch seine Übersiedelung nach Riga, die Hauptstadt Livlands, ein. Livland gehörte seit dem nordischen Krieg im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zu Rußland, das durch diesen Feldzug sich an Schwedens Stelle zur europäischen Großmacht erhoben und nach langem Ringen die Ostsee erreicht hatte. Unter der Regierung Katharinas II., einer deutschen Prinzessin, die nach Sturz und Ermordung ihres Gemahls, jenes schon erwähnten Peters III., des Bewunderers Friedrich II., auf den Thron gelangt war, war Riga eine aristokratisch-bürgerliche Stadtrepublik unter russischer Oberhoheit geblieben und konnte mit ihrer Selbstverwaltung auf ständischer Grundlage ihre stolze Tradition als alte deutsche Hansestadt weiterpflegen. Das äußerte sich unter anderm darin, daß sie - wie ja der Fall Herder zeigt - ihre Lehrer, Erzieher und Geistliche aus Deutschland, vornehmlich von der nahen Universität Königsberg, berief.

Das Rigaer Leben war durchaus geprägt durch den aufs Prakti-

sche, ja weitgehend aufs Materielle gerichteten Sinn des wohlhabenden Bürgerstandes; und anfangs entbehrte Herder den geistigen Umgang, den er in Königsberg mit seinen vielseitigen literarischen Anregungen genossen hatte. Bald aber gewann das Bewußtsein, gerade durch das ihm noch so fremde großzügige Treiben der von Erwerbsinn erfüllten und auf Lebensgenuß gestellten Stadt eine entscheidende Erweiterung und Bereicherung seines Wesens zu erfahren, in ihm die Oberhand, und sein Geltungsbedürfnis, das bei seiner reizbaren Natur an seinem Wirken und Schaffen jederzeit einen beträchtlichen Anteil hatte, wurde in ihm verstärkt wachgerufen. Die erwärmende Achtung, die ihm in Königsberg zuteil geworden war, galt es, sich neu zu erwerben und innerhalb dieser regsamen Bürgerrepublik ein tätig wirkendes Mitglied zu werden. Das gelang Herder auch in kurzer Zeit, einmal durch seine Tätigkeit an der Domschule, sodann in der eigens für ihn geschaffenen Predigerstelle, durch die man ihn der Stadt erhielt und verhinderte, daß er einer Berufung nach Petersburg folgte. Riga ist Herder zu einer zweiten Heimat geworden, er verkehrte bald als gern gesehener, ja gesuchter Gast in den angesehenen Bürgerhäusern der Stadt oder auf den nahe gelegenen Landsitzen und erwarb sich dabei, indem er das ihm von Kindheit anhaftende schüchterne und linkische Wesen noch ganz abstreifte, vollendete weltmännische Gewandtheit und Sicherheit.

Wir besitzen von Herder zwei literarische Äußerungen, die uns ein lebendiges Bild der Eigenart seines Wirkens in Riga als Lehrer sowohl wie als Prediger vermitteln. Das eine ist Herders Antrittsrede bei der Einführung in sein Lehramt, die über die „Gratie in der Schule“²³ handelt und die Reihe seiner „Schulreden“²⁴ bedeutungsvoll eröffnet hat. Sie zeigt Herder als bewußten Neuerer auf dem Gebiet des Unterrichts, zunächst im Rückblick auf die verknöcherte Schulmeisterei, wie sie bis dahin mehr oder weniger üblich war und wie er sie in Mohrungen am eignen Leibe erlitten hatte, sodann im Ausblick auf eine neue, lebendigere Form des Unterrichts, der sich auch die Grazie zugesellt. Ich möchte Ihnen für beides einige charakteristische Stellen daraus vorlesen.

Herder geht davon aus, daß die Schule, an die er berufen wurde, „in einer Stadt steht, wo man keine Mönchsmäßige Gelehrsamkeit

hegen, wo man die gründlichen Wissenschaften mit Nutzbarkeit und Gratie vereint sehen will“²⁵. So will er „diese himmlische Göttin der Schönheit ... unter einem Menschlichen Bilde eines Lehrers und eines Schülers zeichnen, in die Schule sie einführen, in den Ort, wo Jünglinge alle im Alter der Gratie ihre Bildung erwarten“²⁶ will „zeigen, wie sie ihre Reize über den Unterricht und Methode, über den Carakter und die Sitten des Lehrers ausgießen muß, damit er den erhabenen Ernst und die Väterliche Annehmlichkeit gewinnt, die seinen Schülern das Herz nimmt und es möglich macht, daß er ihnen Liebe zu den Wissenschaften, zur Tugend und Grundsätze zu leben einflöbte“²⁷. Herder ist sich wohl bewußt: „Nein! es ist leider nicht der erste Begriff, daß man mit einem Schullehrer verbindet, daß ihn bei seiner Geburt, die Gratie des Himmels angeblickt habe, ... daß sie ihn in die Schule begleitete, und sich gleichsam einen Ort voll Staub zur Werkstatt wählen sollte. - Freilich sieht man selten an einem Schullehrer, daß im Umgange sowohl als in seinem Amte auf seinen Lippen und in seinem Betragen die Annehmlichkeit wohnen sollte. Wie, schließt man, muß er seyn, wenn er mit seinem Schulcepter zugleich alle Areopagus-Minen des Korinthischen Dionysius annimmt? Man macht den Schluß schnell, etwas hart, und vielleicht nicht immer mit Wahrheit; indeßen kommt doch ein Bild heraus, so grotesk, als ... alle Alte und Neue einen Pedanten schildern. ... seine Methode ... ist auch nach dem barmherzigsten Lexicon Pedanterei, seine sogenannte gute Sitten ein knechtischer Schulzwang: sein bester Wohlstand sey trockne Steifheit und ein Gängelwagen, der höflich grob macht; - O, ist das das Bild des Lehrers: so ist er ein Schrecken der Knaben und seine Wohnung statt eine Wohnung der Huldgöttinnen zu seyn, eine Höle voll Staub: und solchen Begriff pflanzt man gemeiniglich den Kindern ein. Die Schulen sind die ersten Gefängniße, mit denen man ihnen droht, und wo man ihnen das Sitzen, das Lernen, und weis Gott! welche ritterliche Uebungen mehr beibringen werde. Einen ... Schulknaben - vielleicht, weil man selbst unter seinem so mißgebildeten Lehrer in seiner Jugend sich formte - einen Schulknaben denkt man sich als einen, der blos für die Schule lernt, Wissenschaften lernt, die ihm nachher wie ein gelehrter Dunst zerfahren müßen, wenn sie nicht seinen Witz ersticken soll-

ten.“²⁸ Der Lehrer „tritt in den blühendsten Kreis der Jünglinge; ihre Zeit ist das Alter, wo sich die Fähigkeiten entwickeln, um den Reiz der Wissenschaften zum erstenmal zu empfinden, die Jugend ist gleichsam der Morgen der Jahre, wo man alles Reizende doppelt empfindet und bloß Reize empfinden will. Setzen Sie nur unter sie einen Mann von Zwang, die Jugend wird seine Gesellschaft wie ein Joch fühlen; ... sich ihm entziehen, Lasten fühlen, und seufzen: denn sie sieht keine Reize: bei dem Lehrer, bei den Wissenschaften. - Der Jüngling wollte durch Lustgefilde des Paradieses wandeln, und der Lehrer mit Frost bedeckt, führt ihn über Schnee und Eis: wie gerne will er seine Hände loswinden, um sich einen andern Führer zu suchen; aber - vergebens; - nun wohl denn! so entschließt er sich zu lernen, um aufzusagen und nachher den Becher der Vergeßenheit drüber zu gießen! - Man sage was man will! so lange ich keinen unmittelbaren Reiz an der Sache sehe, wähle ich sie nicht, ich treibe sie, um sie getrieben zu haben, und sie wird mir schwer! - ... der Jüngling ... bekommt einen Widerwillen an seinem Alter, wo er gehorchen muß, und windet sich zu seinem Schaden entweder ganz dem Gehorsam los, oder er theilt sich, und wird ein Heuchler. - Elendes Schicksal! und ihm kanns abhelfen, wenn man auf die Wissenschaften und Tugend einen Reiz ausbreitet.“²⁹ - „Siehe, o Jüngling, ich will dir deine Jugendjahre nicht verdrießlich sondern eben angenehm machen. Auf Blumen wollen wir wandeln, gib mir die Hand, als deinem Führer zur Glückseligkeit. Du murrst über dein Alter; auch ich war Jüngling, ich murrte wie du, aber glaube mir, jetzt wünsche ich mich zurück“³⁰. - „Den gelehrtesten Lehrer kann ein Schüler schätzen, aber bloß wegen seiner Gelehrsamkeit wird er ihm nicht zutrauen; den scharfen Lehrer kann ein Schüler fürchten, aber er wird ihn fliehen; nur den liebenswürdigen wird er schätzen und achten und sich ihm überlassen. Er muß auf seiner Stirn gleichsam die einfältige und erhabene Wahrheit eines Vaters lesen können, der nichts spricht, was er nicht denkt, er muß das liebenswürdige und muntre Herz eines Freundes sehen; - und alsdann hat der Lehrer alles gewonnen: seine Grazie der Einfalt hat der Jugend das Herz genommen: alles was er vorträgt ist schön; sie folgen ihm auch auf beschwerlichem Wege, sie hangen an seinen Lippen. - O meine Einbildungskraft

verliert sich an so einen reizenden Ort, wo solche Gratie zwischen Lehrer und Schülern herrscht! Es ist nicht mehr Schule - es ist ein angenehmer Pflanzgarten; der Lehrer wandelt mit heiterer Stirn zwischen Freunden, die ihre Seele ihm geben. Er wird mit ihnen Jüngling und trägt ihnen die Wißenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte. Er wird ihr Mitschüler, arbeitet vor und muntert sie mit seinem Feuer auf, wie eine Kole die andre anglüht; von seinen Lippen voll Svada entwenden sie die Worte, und aus seinen Minen der Gratie lernen sie Weisheit. - Die Schule wird was sie bei den Römern war, ludus, ein Zeitvertreib, was sie bei den Griechen war, ein Gymnasium, ein Uebungsplatz, wohin die Knaben neugeboren wie der Morgen, und munter wie die Gratien hineilten und sich gleichsam munter wie eine Blume machten“.³¹

Schon an diesem ersten Beispiel werden Sie es bestätigt finden, daß Herders Gedanken in der Tat zukunftsfruchtig sind; denn mancher unter Ihnen wird im Rückblick auf seine eigene Schulzeit feststellen können, wie weit wir im allgemeinen noch von der Erfüllung dieses Ideales entfernt sind. Daß Herder, wie schon in Königsberg, so auch in Riga, es, was seine eigene Person anlangte, weitgehend wahrgemacht hat, das bezeugen vielfältige Erinnerungen ehemaliger Schüler an seinen Unterricht.

Ein Bild von Herder als Prediger, wie er es bis in seine Weimarer Zeit hinein zwar immer mehr in sich vervollkommnete, aber schon in seiner ersten Tätigkeit in Riga weitgehend in sich wahrgemacht haben muß, wenn man die ungemaine Wirkung bedenkt, die er schon damals von der Kanzel herab ausübte, ist in einem Aufsatz entworfen, der sich „*Der Redner Gottes*“³² betitelt und den Herder wahrscheinlich schon 1765 in Riga niederschrieb. Er zeigt zum mindesten, daß ihm bereits damals das anzustrebende Ziel klar vor der Seele stand. Man hat gemeint, daß ihm dabei auch die Gestalt des von ihm hochverehrten und der Herderschen Familie freundschaftlich zugetanen Mohrunger Pfarrers Willamovius vorschwebte, auf jeden Fall aber stellte Herder damit zugleich ein Ideal für sich selber auf. Seine Gattin, die den Aufsatz im Frühjahr 1789 unter seinen Papieren fand, stellte fest und schrieb es ihm auch gleich nach Italien, daß er darin „den Redner Gottes“ schildere, wie er selbst sei.³³

Auch aus dieser Schrift eine Probe! - Nachdem Herder am Anfang kurz erklärt hat, daß er nicht für die schreibe, die „von witzigen Predigern nach der Mode“ träumen³⁴, fährt er fort: „Wo ist der große und seltne Mann, den ich suche? ich durchgehe die erhabnen Dichter, denen man Altäre bauet, und die großen Redner ..., welche mit einem Wort Krieg und Frieden, Leben und Tod geben: ich staune und gehe vorüber! - Ich wandre durch die großen Schauspieler, von *Roscius* bis *Garrick*, mit denen jedermann weint und erbebt, und erblasset, und ergrimmet und zerschmilzt: ich bewundre und gehe vorüber! - Ich komme an die Weltweisen, die mich mit Schöpfergeist in eine neue Welt, jetzt ist sie Politisch, jetzt Philosophisch, entzücken; ich bewundre und gehe weiter. Wo ist der, den ich mit den Augen suche? Mein Herz schlägt, ich erhebe das Haupt, fliege umher, stehe stille und horche, eile, wo ich einen Schall höre, lausche, vergesse alles und suche. - „Nach wem suchest du denn, verirrter Fremdling?“ - Ach! ihr verspottet den Mann, ich suchte ihn unter Dichtern und Ciceronen und Schauspielern und Weltweisen und Staatsmännern und fand ihn nicht: - *den Redner Gottes!*“³⁵

Überwältigend wird schon aus diesen wenigen Worten offenbar, daß in Herder, der die Welt der Dichtung, der Weisheit, der Redekunst wie kaum ein zweiter nicht nur mit höchster Begeisterung und Verehrung liebte, sondern auch in ihre verschiedensten Erscheinungsformen mit einem ungewöhnlich tiefen Verstehen eindrang, von Haus aus das religiöse Verlangen im umfassendsten Sinn bei weitem das Übergewicht hatte. Dies muß man sich bei Betrachtung seines ganzen Lebens, Schaffens und Wirkens stets gegenwärtig halten.

Und wie denkt er sich seinen „Redner Gottes“? „Groß im stillen, ohne poetische Pracht feierlich, ohne ciceronianische Perioden bedredt, mächtig ohne dramatische Zauberkünste, ohne gelehrte Vernünftelei weise und ohne politische Klugheit einnehmend“.³⁶

Aber Herder zeichnet sein Bild noch im einzelnen: „Er sprach; wie soll ich seine Sprache nennen? Predigt! Nein! da war kein Predigtton, kein Predigtstyl, kein Predigteingang, kein Predigtthema, keine Predigtform! - War es eine Rede? Nein! da war kein Anstand des Redners, ... kein Brüten, kein rhetorischer Donner und Blitz,

kein rednerischer Schwung und Pracht und Pathos und Geberdung! - So ein unterhaltender geistlicher Diskurs? - Nichts! keine Einschmeichelungen, Einfädelungen, Wendungen und Entwicklungen, keine Schraubengänge und überraschende Einfälle: nichts! - So denn eine Theologische Abhandlung? - Auch nicht! kein dogmatischer Artikel, keine akademischen Erklärungen und Eintheilungen, kein Gerippe einer gründlichen Disposition, keine Demonstrationen und Folgerungen und Lehr- und Lehnsätze und Citationen! - So denn eine Kanzelhomilie? - Auch nicht recht! - kein steifer Anstand, ... keine weitschweifige ... Gelehrsamkeit, ... keine fünffache Nutzenwendungen, kein Donnern auf die Ketzer noch Schimpfen auf die Freigeister! - Nichts von diesem allen ... Er legte einige *Erfahrungen*, eine *Beobachtung*, einen *Vorfall* aus dem Menschlichen Leben zu Grunde; das Phänomenon war mir nicht unbekannt, aber ich hatte es nicht genau genug, nicht auf einer solchen Seite erblickt, ich dankte dem Mann in meinem Sinn für diese Entdeckung, jeder seiner Zuhörer auch, denn die *Erscheinung* war recht vor unser aller Augen und wir hatten sie doch nicht gesehen! Dem müssen wir zuhören, denn er sieht mehr, als wir! Aber er schalt uns nicht, daß wir das nicht gesehen hätten oder hätten suchen wollen! Er machte es, wie ein Lehrer, der seinem Schüler die Freude läßt, selbst eine Entdeckung zu thun. Er führte uns blos in unsre kleine Welt, in unsern Kreis von Handlungen und in unser Herz: zeigte uns etwas, als wenn er's nicht gezeigt hätte; mit dem Mann *wollen* wir gehen, denn mit ihm sind wir glücklich. -

Nun zeigen wir uns einander unser Gefundenes: es ist *kosbar*; das muß man nicht wegwerfen; es ist *merkwürdig*: das muß man betrachten, von allen Seiten betrachten; ich finde viel *Besonderes* dran, das ich mir nicht erklären kann; ich freue mich, daß ich den Mann zur Seite habe, der mir, was ich nicht weiß, auflöset, mir allen Unterricht gibt, was es ist, und wozu ich's brauchen kann. ...

Nun hat er seine Situation angelegt: *vertraulich!* *wichtig!* ich will ihn keinen Schritt verlieren, ich will ihm nicht *nachdenken*, mit ihm denken will ich; er soll sprechen, was ich *eben jetzt* und *sonst nie* gedacht habe und *nie vergessen will* ... hier stützt mein Seelsorger meine Aufmerksamkeit: sie wird *Andacht*. Ich bin mit ihm nicht so auf ein gutes Ungefähr zusammen: wir sind nicht allein

zusammen: *Gott ist um mich!* Hier fühlt die Seele einen Tropfen von dem Schauer, der sie durchströmt, wenn sie als ein neugeschaffener Engel, einst vor Gott tritt! ... dieser *stille Ton der Seele*, da sie sich untadelhaft vor dem Auge der schauenden Gottheit erhält, gleicht einem stillen See, der auf einen belebenden sanften Hauch des Abendzephyrs wartet. ...

Der Mann, an dessen Mund ich hange, was zeichnet er nun auf die offene Tafel meiner Seele, wo ich alles verwischt, und wo das Andenken an Gott die Oberfläche zubereitet und weich gemacht: keine trockne Sittenlehren und geraubte Lebensregeln, die haften nicht; er schreibt keine Worte auf sie, sondern gräbt in sie ein Bild: ein Gemälde mit allen seinen Zügen: das nie völlig verlöschen kann ... Die Idee des *Bildes* ist Moral: die Zusammensetzung eine Situation der *Menschheit* und des *Lebens*, die *Farbe* des Bildes ist Religion: so ist also seine Predigt ein vollständiges Ganzes ...

Der Mann zeigt mir nicht, daß er studirt hat; aber nie habe ich es gemißt, daß ers nicht hat ...

Dieser Mann spricht nicht die Sprache der Bibel, aber er führt mich in ihren Inhalt, wie in ein Heiligthum ein: mit allen großen Männern der Religion bin ich vertraut, ich wandle unter ihnen, scheine zu ihrem Geschlecht zu gehören.

... und sehet: sein Bild bekommt Leben und Bewegung. Die Situation verwickelt sich: ich komme in Verlegenheit: die Tugend, die ich anschauend erkenne, werde ich sie auch ausführen? die Situation, in der ich mich sehe, werde ich sie gebrauchen, oder mißbrauchen? die Religion, die ich verehere, werde ich sie ausüben? - Er fragt mich, was soll ich antworten? Antworten muß ich mir *selbst*, und ihm! Denn es ist, als spräche er mit mir allein ... Der Seelsorger schließt den Kreis zu und zieht den Knoten unvermutet zusammen: es *muß* entschlossen seyn, ... ich *entschließe* mich! ... *vor mir selbst, vor Gott!* - Er zwang mich nicht, und ich bin entschlossen, nun schmecke ich den zweiten Grad von Wollust der Seele, nicht, eine *gute* Handlung zu denken: sondern sie *als die seine* zu denken: - sie zu *wollen!*

... Ich sehe genau, *wozu* ich mich entschlossen, *wenn* und *wie* und *warum* ich's thun muß. Ich *entschließe* mich nochmals und nun tritt er mit mir *vor Gott*, damit mein dargebrachtes Opfer des Herzens

die Glut des Himmels trinke: er gibt mir seinen Segen, und seinen Rath, was er mir geben kann! - Seine Predigt ist zu Ende! - ... Ein Mann, der ein Sohn der Weisheit, in der Kännntniß des Menschlichen Lebens erzogen, und von der Religion mächtig umgebildet worden: ein großer und seltner Mann! bei dem man Tugend, Situationen und Religion kennen lernt: Wer wollte ihm nicht folgen?

... hier hast Du ein Bild aus meinem Gedächtniß und aus meinem Herzen entworfen! Gefällt es dir, so suche dir eine Person dazu, oder sey du es selbst, wenn du es sein kannst!³⁷

Herder hat sich ein Leben lang bemüht, ein solcher „Redner Gottes“ zu sein und immer mehr zu werden. Es unterscheidet ihn von Hamann, daß er den Glauben und die tiefe Frömmigkeit, die das Elternhaus in ihn gepflanzt, nie über Bord geworfen hat. Und wenn eine solche Möglichkeit je in seinem Wesen bestand, so wurde sie gewiß am wirksamsten gebannt, daß er Hamann begegnete, als dieser das ihn umwandelnde religiöse Erweckungserlebnis schon hinter sich hatte, und ihm durch ihn die religiösen Welten in einer ungemeinen Erweiterung und Vertiefung neu gegenübertraten.

Am bedeutungsvollsten ist die Tatsache, daß in Riga nun Herders eigentliche literarische Produktion einsetzt. Zunächst beginnt er die fragmentarischen Niederschriften zu sammeln, zu erweitern und schließlich zu redigieren, die er schon in Königsberg, aber auch weiterhin in Riga an Abhandlungen und Äußerungen der von Nicolai, Mendelssohn und Lessing seit 1759 herausgegebenen „Briefe, die neueste Literatur betreffend“³⁸ angeschlossen hatte. Diese Zeitschrift war 1765 eingestellt worden und die von Herder 1767 anonym herausgegebene Sammlung von „Fragmenten, Über die neuere deutsche Literatur“³⁹ bezeichnet sich selbst im Untertitel als eine „Beilage zu den Briefen die neueste Literatur betreffend“, stellt also zum mindesten eine Fortsetzung in der Behandlung dort aufgeworfener Fragen dar.

Herder spricht gleich zu Eingang das Bedauern aus, daß seine Zeit „um so viel reicher an Journalen sei, als sie an Originalwerken ärmer werde“⁴⁰, und er beruft sich dabei auf ein Wort Rousseaus: „Je mehr Journale, desto minder wahre Gelehrsamkeit“⁴¹. Aber von den Journalen, die mehr dem Zeitvertreib dienen, nimmt Herder

doch drei durchaus aus - unter ihnen die eben genannten „Briefe die neueste Literatur betreffend“, weil sie sich dem Ideal einer *wesentlichen* Zeitschrift, wie er es in der Einleitung entwirft, schon mehr oder weniger nähern, einer Zeitschrift, „die sich den Plan ... zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Litteratur vorzeichnet“⁴² und damit „eine Pragmatische Geschichte im gelehrten Staat würde, so wie die Annales des Tacitus im politischen Staat“⁴³. Deshalb hält Herder die genannte Zeitschrift auch für wert, daß die von ihr angeschnittenen Probleme weiter erörtert werden.

Herder ist weit davon entfernt, mit seiner Fragmentsammlung etwa einem solchen Ideal, wie er es in der Einleitung noch im einzelnen skizziert, schon irgendwie entsprechen zu wollen. Das verbietet schon allein die lose, mehr oder weniger vom Zufall diktierte Form, die es ihm gar nicht gestattete, seinen eigenen Gedanken bereits eine ihnen gemäße Gestalt zu geben. Und es ist auch für uns heute von einem nur bedingten Interesse, Herder in alle durch seine jeweilige Lektüre angeregten Gedankengänge zu folgen. Um so wichtiger aber sind für uns die Partien, die wesentliche Bausteine für die Entwicklung seines eigenen Denkens lieferten.

Schon in der Einleitung zeichnet sich Herder mit der Erkenntnis, daß „Sprache, Geschmackswissenschaften [Ästhetik], Geschichte und Weltweisheit [Philosophie] die vier Ländereien der Literatur sind“⁴⁴, das Programm für seine eigenen künftigen Bemühungen, ja bis zu einem gewissen Grade für seine gesamte Lebensarbeit vor; und mit der Forderung, daß es gelte, das *Genie zu erwecken*⁴⁵ und zwar sowohl das Genie des Einzelnen wie das „Nationalgenie“⁴⁶, stellt er sich sein Ziel auf. Die weitere Forderung, daß ein „wahrer Kunstrichter ... nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen“⁴⁷ müsse, enthält schon die dabei anzuwendende Methode. Ehrfurcht vor der schöpferischen Unmittelbarkeit, die es ja nicht zu unterdrücken, sondern vielmehr zu fördern und zu beleben gilt, macht es dabei zur gebieterischen Pflicht, „Ideen in ihre Quelle zurückzulenken ..., in den Sinn des Schriftstellers“⁴⁸. Solange man das noch nicht versteht und nicht „beständig mit und statt seines Autors“⁴⁹ zu denken vermag, „schreibt man höchstens wider ihn und erregt - wenn er sich nicht in unsre Stelle zu setzen weiß - statt Überzeugung Widerspruch“⁵⁰. Mit der darin sich äußernden Maxi-

me, daß die Maßstäbe zur Beurteilung eines Werkes nicht von außen an dasselbe herangetragen werden dürfen, sondern aus dem Werke selbst und den Absichten seines Urhebers gewonnen werden müssen, sind die zeitlos gültigen Richtlinien für jede höhere und somit erst wahre Kritik gegeben.

Gemäß dem selbstgewählten Programm, nach dem eine umfassende Literaturwissenschaft sich zunächst mit der Sprache zu befassen habe - wobei in Herder alle Anregungen Hamanns zu oberst dessen Satz, daß Poesie die Muttersprache des Menschengeschlechts sei, fruchtbar nachwirken - geht Herder auch in den „Fragmenten“ von der Sprache aus. „... wer über die Litteratur eines Landes schreibt“, heißt es da zu Anfang, „muß ihre Sprache auch nicht aus der Acht lassen. -

Ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ist ein Unding. ... Lernet also, ihr Kunst-richter! eure Sprache kennen und sucht sie zur Poesie, zur Weltweisheit und zur Prosa zu bereiten. Alsdenn ebnet ihr einen Boden, damit er ein Gebäude trage. Oder noch mehr! ihr liefert Werkzeuge für den Schriftsteller: für den Dichter schmiedet ihr Donnerkeile; für den Redner glänzet ihr seine Rüstung; für den Weltweisen schärfet ihr die Waffen ...

Der Genius der Sprache ist auch der Genius von der Literatur einer Nation ...

Ihr könnt die Literatur eines Volkes ohne ihre Sprache nicht übersehen, ihr könnt jene durch diese kennen lernen, ihr könnt beide durch einander ausbessern, denn ihre Vollkommenheit geht mit ziemlich gleichen Schritten fort.“⁵¹

Diese Einsicht in das Material und das Handwerkzeug und in deren Bedeutung, die auf den Gebieten der andern Künste: der bildenden Künste wie der Musik, schon längst, ja eigentlich von Haus aus eine Selbstverständlichkeit gewesen ist, hatte und hat sich selbst heute auf dem Gebiet der Dichtkunst, ja der Literatur im weiteren Sinn noch nicht in gleichem Maße durchgesetzt. (Offenbar weil der Umstand, daß wir alle von Kindesbeinen an uns der Sprache bedienen, zu dem Wahn verleitet, es stünde uns ihr Material damit schon von selbst ausreichend zur Verfügung.) Diese Ein-

sicht zu vermehren und zu vertiefen, scheint Herder deshalb als eine vordringliche Aufgabe, und ihr geht er nun - immer wieder in Anschluß an kluge, oder zum mindesten anregende Äußerungen der angeführten Zeitschrift zu diesem Thema - nach. Denn gerade über die deutsche Sprache ist seiner Meinung nach „noch ... wenig ... philosophieret worden.“⁵²

Obenan steht auch dafür die Frage über den „Ursprung der Sprachen“, die in den „Literaturbriefen“ aufgeworfen und für deren Lösung auf ein glücklicheres Genie gehofft wurde⁵³. - Herder bescheidet sich zwar, dies glückliche Genie sein zu wollen, er will sogar nicht eigentlich auf diese, sondern nur auf eine ähnliche Frage die Antwort zu geben versuchen, und knüpft nun an eine weitere Bemerkung der „Literaturbriefe“, die er gleichsam seinem Geiste entwandt glaubte⁵⁴, die er aber noch einer berichtigenden Ergänzung für fähig und bedürftig hält: seine Erörterung „Von den Lebensaltern einer Sprache“⁵⁵. Die Sprache ist für Herder - einmal geboren (wobei er bewußt die Frage nach dem *Ursprung* der Sprache noch zurückstellt!) - ein lebendiges, sich entwickelndes Gebilde, einem Lebewesen vergleichbar, und so durchläuft sie auch alle Altersstufen: „sie keimt, trägt Knospen, blüht auf und verblühet“.⁵⁶

An diesem Beispiel schon arbeitet sich als Grundanschauung im Denken Herders der *Entwicklungsgedanke* heraus, der von da ab für dasselbe bestimmend bleibt, und der eine immer größere Wirkung auf das Denken des gesamten Menschengeschlechts ausgeübt hat. Dabei ist es besonders beachtenswert, daß ihn Herder in Zusammenhang bringt mit den biologischen Vorstellungen von Wachstum und Umbildung.

Das Kindheitsalter einer Sprache ist nach Herder gekennzeichnet durch „einsylbichte, rauhe und hohe Töne“⁵⁷, die den vorherrschenden Gefühlen von „Schrecken, Furcht und Bewunderung“⁵⁸ zum Ausdruck dienen. Diese Töne sind begleitet von Gebärden und beide Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, als solche aber heftig und stark, sie sprechen unmittelbar zu den Sinnen. Wir kennen diese „ersten unförmlichen Zeiten“⁵⁹ einer Sprache nicht, und alles, „was wir schönes in den ältesten Sprachen finden: ist erst später in sie gekommen“⁶⁰; es ist also eine Täuschung, wenn sie uns „gleich im Anfange im Glanz scheinen“.⁶¹

An dieser Stelle schimmert nun doch - gleichsam in Vorausschau - Herders Grundeinstellung zur Frage nach dem Ursprung der Sprache schon durch, da er sich darüber aufhält, daß man noch „immer ... von den ältesten Sprachen [spreche], als wären sie von GOtt oder einem Philosophen erfunden und wären aus seinem Gehirn mit aller Rüstung entsprungen, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters“⁶². Es wird also von Herder jede übernatürliche Entstehung der Sprache entschieden zurückgewiesen, und auch die Philosophen gelten ihm nicht als deren „erste[n] Erfinder“⁶³, wohl aber die Dichter als deren „erste Ausbilder“⁶⁴ - „ein Glück für den Dichter und ein Unglück für den Weltweisen“⁶⁵ setzt Herder hinzu.

Darauf vollzog sich mehr und mehr der Übergang in das Jünglingsalter der Sprache. „Entsezzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der Natur abgezogen waren und ihr so viel (wie) möglich im Tönen nachahmten“⁶⁶. Auf diese Weise blieb natürlich „ihr ganzes Wörterbuch ... noch sinnlich“⁶⁷, aber die Sprachwerkzeuge wurden zugleich biegsamer und die Akzente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch tun, und „wie es die alten Geschichtsschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten“⁶⁸. Indem sich „die Wildheit zur politischen Ruhe senkte“, „floß [der Gesang der Sprache] lieblich von der Zunge herunter“⁶⁹. „Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache; man nannte sie aber ... mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen Bildervoll ... gewesen sein.“⁷⁰ Dieses jugendliche Sprachalter wird von Herder das „poetische“⁷¹ genannt. Da die Sprache „sinnlich, und reich an kühnen Bildern und Ausdruck der Leidenschaft“⁷² war, bot sie dem Dichter, der sie nun nur noch „durch Akzente zum Rhythmus“⁷³ für das Ohr zu erhöhen brauchte, das beste Material dar.

Das Jünglingsalter der Sprache ging in organischem Werdeprozeß in ihr Mannesalter über und es entwickelte sich die Prosa. Hinter ihr trat die Poesie mehr und mehr zurück und zwar ganz in dem Maße, wie sich diese Prosa zur „schönen Prosa“⁷⁴ vervollkommnete. Jetzt beginnen immer mehr abstrakte Wörter in die Sprache einzudringen, die Regeln verfestigen sich, ja Künstelei fängt an,

sich breitzumachen, und damit ist auch schon der Höhepunkt dieser Epoche wieder überschritten: ein Absterben, eine Erstarrung setzt ein: Sprachrichtigkeit tritt an die Stelle von Sprachschönheit, die Grammatiker legen der Sprache Fesseln an, die Weltweisen setzen an Stelle der uneigentlichen eigentliche Worte: das letzte, das „hohe Alter“⁷⁵, das Herder als das „Philosophische Zeitalter der Sprache“⁷⁶ bezeichnet, vollendet die ganze Entwicklung und bringt sie zum Abschluß.

So sehr diese Fragen auch Herder in ihrem *Ansich* beschäftigt haben, so gibt er in den Fragmenten diesen allgemeinen Unterbau doch eigentlich nur, um davon die Nutzenanwendung auf die deutsche Sprache und - darüber hinaus - auf die deutsche Dichtung zu machen, und ganz von selbst ergibt sich daraus die Frage: „Wo steht unsre deutsche Sprache?“⁷⁷ Ausgehend von der Tatsache, daß allen europäischen Sprachen, also auch der deutschen „- und das seit undenklichen Zeiten -“⁷⁸, „die Prosa ... die einzig natürliche Sprache“⁷⁹ ist und daß sie dementsprechend „mehr für die Überlegung als für die Sinne und die Einbildungskraft sind“⁸⁰, kommt Herder zu der wichtigsten Feststellung, daß damit Voraussetzungen zu einer bewußten Ausbildung der Sprache nach beiden Seiten hin gegeben sind. Denn die Sprache steht damit auf dem mittleren Standpunkt ihrer Entwicklung und kann entweder zur mehr dichterischen Sprache, „damit der Styl vielseitig, schön und lebhaft werde“⁸¹, oder zur mehr philosophischen Sprache, „damit er einseitig, richtig und deutlich werde“⁸², gesteigert werden. Da das poetische Zeitalter der Sprache nun einmal unwiederbringlich dahin ist, so bietet die gegenwärtige Situation - richtig erkannt und genutzt - noch immer die günstigsten Aussichten, und Herder macht sich nun im Folgenden - tief durchdrungen von dem Eigensinn einer jeden Sprache - daran, Mittel und Wege aufzuzeigen, wie die Sprache - und speziell die deutsche - sich zur mehr dichterischen Sprache steigern läßt. So weist er auf die mundartlichen Spracheigenheiten als Bereicherungsmöglichkeiten der Dichtersprache hin, führt Lessing und die Schweizer Dichter als Beispiel dafür an, feiert Klopstock, dieses „Genie in Schönheiten und Fehlern“⁸³, als einen, „der selbst in der Deutschen Sprache sich den Schöpfungsgeist anmaaßte, [da ihm] die damalige deutsche Spra-

che nothwendig für sich zu enge“ war, und der „diesen Geist der Freiheit eigentlich in Deutschland zuerst ausbreitete“⁸⁴ und zeigt, wie „das kühne Genie“⁸⁵ überhaupt die konventionellen Schranken der Sprache durchstößt und „in die Eingeweide der Sprache [gräbt], wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden“⁸⁶.

Durch solche Erwägungen, die Herder bis in Einzelheiten hinein durchführt, weist er die philosophischen Weltweisen, die der Sprache ihre Freiheit immer mehr beschneiden und ihren Überfluß rauben wollen, in ihre Schranken zurück.

In der zweiten Sammlung seiner „Fragmente“⁸⁷ sucht Herder nun seine Absicht, *das Genie zu erwecken*⁸⁸, wahrzumachen - wenigstens, soweit dies von der Seite der Sprache her möglich ist, als dem Urgrund, aus dem jedes dichterische Genie erwachsen muß.

Herder teilt die seit langer Zeit immer lauter und häufiger erhobene „Klage ... über den Mangel von Originalen, von Genies“⁸⁹ und die „Beschwerden über die Nachahmungs- und Gedankenlose Schreibsucht der Deutschen“⁹⁰. Aber er weiß auch, daß es mit solchen Klagen nicht getan ist, daß bloßer „Tadel ... kleinmütig, beständige Klagen verdrossen und ewige Vorschriften matt und gezwungen“⁹¹ machen, und daß man hinter ihnen nur zu leicht „den Schulmeister“⁹² spürt.

Ein *Zergliedern des Genies*⁹³, eine „Auflösung in seine Ingredienzien“⁹⁴, um „bis auf seinen feinsten Grund zu dringen“⁹⁵, trägt auch zu seiner Erweckung nichts bei, denn solcher Scheidekunst verfliegt „die Flamme ... und der Geist bleibt unsichtbar“⁹⁶, „nie aber [kann sie] die Kraft der Natur geben“⁹⁷, so viel „Seelenkräfte“⁹⁸ als zum Genie gehörig sie auch herzählen mag. Das Genie wird dadurch höchstens in sich unsicher und furchtsam gemacht, und „niemand war groß“ - wie Herder betont - „der an seiner Größe zweifelte“⁹⁹.

Der beste Weg ist wohl, selbst Genie zu sein: „so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen“¹⁰⁰. Aber da dies eben nur dem Genie selbst vergönnt ist, und ein Kunstrichter sich dessen nicht ohne weiteres unterfangen kann, so empfiehlt sich für als dritter der „Mittelweg“¹⁰¹, „die gewöhnliche Straße“¹⁰²: durch die Werke anderer, die man betrachtet, aufzumuntern, wozu nur „ein gutes Au-

ge zu sehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterschied zu bemerken, ... gehört“¹⁰³.

Diesen Weg schlägt auch Herder ein: er will durch Vergleich der deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen ihren Wert gegeneinander abwägen und daraus seine Ratschläge erteilen.

Herder geht dabei von der tiefen Überzeugung aus, daß jedem Volkstum eine gewisse Volksindividualität eignet - bedingt durch sein geschichtliches Werden, seine klimatisch-landschaftliche Umgebung usw., ja daß dem jeweils, da diese Volksindividualität ja schöpferisch wird, eine bestimmte *Volksgenialität*, ein *Nationalgenie* zugrundeliegen muß. Dies Ureigenste eines Volkes bleibt völlig unübertragbar, es kann nicht von einem andern Volk in blinder Nachahmung übernommen werden, das damit nur wiederum seinem eigenen inneren Gesetz abtrünnig werden würde. Wohl aber kann, da die Völker nicht von einander isoliert sind, sondern in Wechselwirkung mit einander stehen, die sich bis zum geistigen Wettkampf steigern kann, sich eines durch das andere anregen und befruchten lassen. Da nun aber auch die einzelnen Zeitalter für Herder ebenfalls ein durchaus individuelles Gepräge tragen und eine jede Geistesepoche nicht nur das Recht, sondern sogar die Verpflichtung hat, die ihr gemäße Ausdrucksform zu finden, so kann man auch nicht von einer Epoche Widersprechendes oder gar gleichzeitig alle überhaupt möglichen Ausdrucksformen erwarten, geschweige denn verlangen. Für die deutsche Literatur ergibt sich daraus unter gewandeltem Gesichtspunkt von neuem die Frage: *Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation und zu welcher könnte und sollte sie kommen?*

Seinen Ausgang von der lächerlichen Gepflogenheit seiner Zeit nehmend, die deutschen Dichter morgenländischer Schäferpoesien den biblischen Sängern gleichzusetzen, einen Klopstock um seines „Messias“¹⁰⁴ willen den deutschen Homer, Gleim seiner „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“ wegen den deutschen Tyrtäus zu nennen, die Karschin mit ihren Gedichten Sappho, Geßner mit seinen Idyllen Theokrit zu vergleichen¹⁰⁵, stellt Herder zunächst einmal mit tiefem Verstehen und Einfühlungsvermögen die Originalwerke der orientalischen und der griechischen Literatur in ihrer spezifischen Eigenart dar und zeigt „mit dem Auge der Geschichte

Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie“¹⁰⁶ haltend die völlige Unvergleichlichkeit auf, sowohl was die allgemeinen, wie was die jeweils persönlichen Voraussetzungen anlangt. Indem wir erst einmal zu einem wahren Erfassen und Ermessen dieser alten und fremden Völker und ihrer Kulturen gelangen, sollen wir davon ablassen, sie äußerlich nachahmen zu wollen, und statt dessen das Eine, Grundsätzliche von ihnen zu lernen: wie sie, d.h. mit gleicher Unbefangenheit aus den Notwendigkeiten unseres Wesens und aus unserer Lebenslage heraus zu schaffen: aus eigener genialer Schöpferkraft und im Bunde mit dem Genius unserer Sprache.

Diesem deutschen Sprachgenius geht Herder wie schon in seiner ersten so auch in seiner dritten und letzten Sammlung von Fragmenten noch besonders nach. Er wendet sich darin vor allem gegen den unheilvollen Einfluß, den die lateinische Sprache und die römische Literatur seit jeher auf uns ausgeübt haben, *die uns alles geraubt, was wir hatten*¹⁰⁷. Und seine Ausführungen gipfeln in den herrlichen Partien, wo er zeigt, daß in der Dichtung Gedanke und Ausdruck wie Seele und Körper eins und nicht zu trennen sind, und daß ein wahrer Dichter deshalb in seiner Muttersprache dichten muß.¹⁰⁸

Wenn Herder mit diesem seinem ganzen Fragmenten-Werk die Deutschen im allgemeinen aufruft, sich von falscher Nachahmung frei zu machen und ihrer eignen ursprünglichen Genialität zu folgen, weil sie allein auf solchem Wege den großen Dichtern aller Zeiten und Völker nacheifern können, so ist es ihm damit einem einzelnen Großen und Entscheidenden gegenüber im höchsten Maße gelungen, „aus dem Genie in das Genie zu sprechen“¹⁰⁹: Goethe gegenüber. In ihm hat er das Genie erst in vollem Umfang erweckt, so wie zuvor Hamann ihn, Herder, zu sich selbst erweckt hatte.

Goethe las Herders Fragmente zum erstenmal 1772 in Wetzlar und gerade die beiden Partien darin, da Herder Welt und Dichtung der Griechen darstellt und da er die Einheit von Gedanken und Ausdruck wie eine Vereinigung von Leib und Seele schildert, haben es ihm dabei angetan. Noch über der Lektüre schreibt er Juli 1772 an Herder: „... ich brauch’ euch nicht zu sagen, was sie [die *Frag-*

mente; D. H.] mir sind. Dass ich euch von den Griechen sprechenden, meist erreichte hat mich ergötzt, aber doch ist nichts wie eine Göttererscheinung über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt, als das wie *Gedanck* und *Empfindung* den *Ausdruck* bildet. So innig hab' ich das genossen.“¹¹⁰

Goethe ist es gewesen, in und durch dessen Dichtung die deutsche Sprache ein neues Leben gewann, Gedanke und Ausdruck in ihr wie Leib und Seele erst ganz zusammenwachsen, und dies hat eine sprachschöpferische Wirkung in die Ferne gehabt, daß wir noch heute die Sprache Goethes sprechen.